Philadelphier Magazin

für

Freunde der deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

(Fortsetzung des Readinger Magazins.)

Herausgegeben von F. C. Goßler.

Nro. V. May-Heft 1825. Alte Nummer XVII.

Das Schwelgen in starken Gefühlen, und der Schmerz über den Tod unserer Lieben, von Holst.

Aus dessen Reise in die Heimath. Dessau 1824.

Das Kinderkleid wird mit den Jahren abgelegt; aber mit dem Kleide nur Alles nicht, was dem Kinde lieb war. Es giebt Neigungen und Bestrebungen, welche sich früh zeigen, und welche den Menschen nie wieder verlassen, obschon sie unter andern Formen hervortreten, und mit den Gegenständen ihrer Aufmerksamkeit wechseln. — So der Hang zum Vergnügen. Wir können das Spielwerk, welches den Knaben belustigt hat, wegwerfen; es genügt nicht mehr, aber wir ergreifen ein anderes an seiner Statt. Und dies geschieht in jedem Verhältnisse, auf jeder Stufe der Kultur. Auch der Wilde in seiner Rohheit hascht nach Vergnügen, und der Hang dazu wird mit jedem neuen Bedürfnisse grösser, welches die Civilisation schuf und befriedigen lehrt; er bricht sogar mit Allgewalt hervor, wenn Luxus und Verbildung, wenn Verzärtelung und Weichlichkeit einem entnervten Zeitalter tausend Gelegenheiten zu seiner Sättigung anbieten, und wenn blühender Wohlstand und aus Mäßigkeit und Fleiß hervorgegangener Ueberfluß, zuletzt Arbeitsscheu und Trägheit erzeugt haben. Jeder wählt die Art der Vergnügungen, zu der sein Geschmack, seine Bildung und der herrschende Ton ihn einladen — oft zwecklos und schädlich genug. Aber die wahre Weisheit befriedigt sich mit der Untersuchung nicht, welches Vergnügen im Allgemeinen erlaubt sey? Sie wird aufmerksam auch nach dem

forschen, was Jedem, nach seinen individuellen Bedürfnissen angemessen und nützlich, nach seinen bürgerlichen Verhältnissen anständig, nach seiner körperlichen Beschaffenheit zuträglich oder schädlich sey? Und kann sie anders? Wird nicht manche Freude für den Einen ein tödtendes Gift, die den Andern wie ein stärkender Balsam labt? Fordert's nicht Klugheit und Pflicht, auch hier mit der Sorgfalt zu prüfen, die dem weisen Manne immer zur Seite geht, und mit der Vorsicht zu wählen, welche bei unseren Erholungen um so nothwendiger ist, je stärker sie auf unsere sittliche Verfassung einwirken, und je leichter ein natürlicher Hang oder ein krankhafter Zustand des Körpers uns in der Wahl derselben irre leiten können? — Unter den vielfachen Genüssen aber, nach denen man schmachtet und die man aufsucht, verdient das Schwelgen in starken Gefühlen eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit.— Bald natürliche Anlage zur Empfindelei und Schwermuth, die sich der Seele zu bemächtigen strebt, bald Weichlichkeit, bald eine feurige, erhitzte, oft wild ausschweifende Phantasie, die zu den schädlichsten Träumereien führt; bald körperliche Ursachen manichfacher Art, welche die größte Reizbarkeit erzeugen, können das unbewachte Herz in eine Welt selbst erschaffener Ideale zaubern, die es von Tage zu Tage lieber gewinnt, und zu einer Ueberspannung bringen, wo es wie in einem Meere von tausendfacher Wonne schwimmt. So nur — in den gewaltigsten Gefühlen, bald von süßer Wehmuth durchdrungen, bald von unaussprechlicher Freude gehoben, glaubt es sich glücklich.— Welche Wahl der Genüsse wird der in diesem Zustande gefesselte Geist treffen? Ist es wahrscheinlich, daß er die Erholungen aufsuchen werde, die ihn wohlthätig stärken? Wird er nicht den Eingebungen seiner kranken Einbildung folgen? Wird er nicht gerade die Freuden am liebsten wählen, welche die Gefühle am stärksten erschüttern? Wird er sie nicht um so süßer finden, je gewaltiger ihre Wirkungen sind? — Sieh dort die Jungfrau, wie sie in ängstlicher Hast nach einem Buche greift! Wird's ihren Geist belehren? Wird's ihren Trübsinn zerstreuen? Wird's die traurigen Bilder verscheuchen, die sie umschweben? O, nein! — das *will* sie auch nicht, und durch dies Buch *kann* sie es auch nicht; und eben darum hat sie es lieb. Es behandelt Gegenstände, die durch kunstreiche Verkettungen anziehen, aber durch ihren Inhalt tief erschüttern; dadurch hat es sich den Beifall seiner Leserin, ihre Thränen und ihre stille, aber ergreifende Rührung erkauft. — Nimm Deinen kranken, trauernden Freund in gesellschaftliche Zirkel, wo anständige Fröhlichkeit, heiterer Scherz und zwanglose Unterhaltung herrschen; er wird allein seyn, todt für das, was um ihn her vorgeht. Aber laß einen der Versammelten das Leben eines Unglücklichen erzählen — und mit gespannter

Aufmerksamkeit wird er hören; kein Wort wird dem lauschenden Ohre entschlüpfen; die furchtbarsten Epochen in der Laufbahn des Helden der Geschichte fesseln seine ganze Aufmerksamkeit, und sie allein gewähren ihm Genuß; er versetzt sich mit aller Kraft einer lebendigen Phantasie in die Lage des Leidenden, dessen Schicksale sein Herz zerfleischen, und dies alles darum, weil er seinen Himmel im — Schmerze sucht. Musik — diese sanfte, unschuldige Freundin gebildeter Seelen, wie emsig suchen sie Menschen dieser Art; aber auch mit welcher genauen Auswahl! Gerade die schmelzenden Töne wollen sie hören, die sie zu melancholischen Gefühlen stimmen; nicht Freude, nur Schwermuth sollen sie ins beklommene Herz gießen. — Sie lieben die Schaubühne; sie finden an manchen Vorstellungen ein ungewöhnliches Interesse; sie sehen sie zu wiederholten Malen, und leiten den Geist noch in der Erinnerung auf die rührendsten Scenen zurück. Aber woher diese Vorliebe? — Daher, weil sie dort ein Mittel fanden, in dem Uebermaße ihrer Gefühle zu schwelgen. Sie sehen auch das nur, was diesem Zwecke entspricht; sie freuen sich wenn herbe Thränen fließen, und ihr schwacher Leib kaum den Sturm der gewaltsamen Rührung erträgt. Daß der Leidende sich zu Leidenden hingezogen fühlt, und die Trauertöne nirgends mehr Anklang finden, als in dem wunden Herzen, das ist natürliche Folge des Strebens, unser Inneres mit dem Aeussern in Harmonie zu setzen. Dies ist aber auch nicht Gegenstand unseres Tadels. Wenn aber von dem Trauernden absichtsvoll und geflissentlich alles darauf berechnet wird, den Schmerz zu unterhalten, bloß um in dem Schmerze und in ihm allein seinen Genuß zu suchen, so dürfte das Urtheil über solches Beginnen wohl minder günstig ausfallen, und vor dem Richterstuhle der Sittenlehre keine Rechtfertigung finden. Werden denn die Genüsse, welche er in der Traurigkeit sucht, können sie denn ohne Nachtheil bleiben? Werden sie den Geist nicht mehr und mehr verstimmen? Ihm nicht eine völlig schiefe Richtung geben? Wird nicht die Phantasie immer mehr erhitzt? Werden die Bilder derselben nicht immer ausschweifender, verworrener und schädlicher? Die Leidenschaften reger und heftiger? Werden nicht die Kräfte des schon siechen Körpers immer mehr erschöpft und immer sichtbarer zerrüttet? Wird nicht alles kräftige Wirken und eine gemeinnützige Thätigkeit gehemmt? Werden nicht die schädlichsten Schwärmereien genährt? Wird sich das Herz, hingezogen in das Luftgewebe leerer Dichtungen, nicht mit Gleichgültigkeit gegen das Wirkliche und mit mürrischer Unzufriedenheit über die Gegenwart erfüllen? Wir fürchten, jede aufstrebende Kraft des Geistes werde gelähmt werden, und in dem weichlichen, wollüstigen Unterhalten schmerzlicher Gefühle untergehen; der feste männliche Sinn wird erstickt, und der Weg zu einer weibischen

Empfindelei gebahnt; und um die Uebung einer wahren, auch das Schwerste beginnenden Tugend, um weise, ruhige Ueberlegung, Nachdruck und Ausdauer im Handeln ist's geschehen. Mit eigener Hand reiben sich die Unglücklichen selbst auf, die nur für solche Genüsse leben. Sie hindern ihre Brauchbarkeit für die Welt und kürzen ihre Tage ab. Was werden sie für den Wirkungskreis thun der ihnen angewiesen ward? — Nichts vielleicht! Und das, was sie leisten, wie ohnmächtig, wie klein und unbedeutend wird es ausfallen! — ein elendes Halbwerk! Kein Bewußtseyn großer, gemeinnütziger Thaten, kein süßes Gefühl überwundener Schwierigkeiten, kein froher Rückblick auf die Denkmäler reger Thätigkeit wird sie erheben; verarmt an dem größten Reichthume des Lebens, an wahrer Weisheit und thätiger Liebe, mit einem Herzen, dessen Leere nie das Hochgefühl des rastlosen Strebens nach Vollendung ausgefüllt hat, sinken sie in das Grab. Die Religion selbst wird in ihren Händen ein Spiel leerer Tändeleien, und muß den üppigen Genüssen der kranken Seele Nahrung geben. Diese Schwelgerei hat Schwärmer jeder Art geboren; hat das Heiligthum der Kirche zu einem Tummelplatze von Förmlichkeiten und einem leeren Gepränge gemacht, das ihr Schwächlinge gebar, die ihren Zweck nicht zu fassen vermochten; das die Sinnlichkeit unterhielt, und den hohen Ernst des Tugendeifers erschlaffte, und den Geist auf dem weichen Polster einer bequemen Gefühlsreligion entschlummern ließ; es hat der vernünftigen Erbauung wohl mehr Eintrag gethan und mehr Freunde untreu gemacht, als man glaubt, und sie in dem Halbdunkel mystischer Träume auf Wege geführt, wo der Fuß ohne festen Tritt nur unsicher geht, und vielfach gleitet. Darum soll das Herz sich waffnen gegen die Freuden, welche es in übermannenden Gefühlen suchen will, damit es sich nicht früher oder später in ihrer Glut verzehre. Kein Leiden des kränkelnden Körpers und kein Hang zur Schwermuth störe die Ueberzeugung, daß nur ein kräftiger Geist Großes und Herrliches leiste, und umkränzt von dem Lorbeer bewährter Tugend die Unsterblichkeit erringe.

Fast nirgends aber findet der Hang, im eigenen Gefühle zu schwelgen, mehr Nahrung, als da, wo der Tod ein theures Band gelöst hat. Das kann freilich nicht befremden. Wie viel nimmt er gewöhnlich mit Einem Male! Was von dem Geschiedenen uns kam, die Freuden des Umgangs, Lehre und Rath, Trost und Hülfe, — was wir sonst bei ihm suchten und fanden, geht mit ihm; es ist eine Lücke entstanden, die wir nicht auszufüllen wissen. Ein Sturm hat die Blume entblättert; wir stehen und weinen, und unsere Thränen sind gerecht. Doch so natürlich solcher Verlust zur Traurigkeit stimmt, und so unnatürlich und empörend für jedes bessere Gefühl die Forderung seyn würde, nie zu kla gen

und die rinnende Thräne gewaltsam zu unterdrücken: so gewiß ist es doch, daß das Gebot der Pflicht auch der Traurigkeit gebiete. Sonderbar ist daher die Verwirrung derer, die sich ein Gewissen daraus machen, in diesem Falle Gehorsam zu leisten. Sie glauben den lieben, unvergeßlichen Todten dann erst wahrhaft zu ehren, und ihm dann erst ein Denkmal der treuesten Zärtlichkeit im Herzen errichtet zu haben, wenn sein Andenken die ganze Seele mit namenlosem Jammer füllt; wenn es jeden Gedanken, der nicht auf ihn führt, erdrückt; jede Quelle der Erheiterung verstopft; jede Freude in das schwarze Gewand der Trauer hüllt, und ein überströmendes Gefühl des Kummers, eine bange, verzehrende Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit ihm erzeugt. Sie machen sich Vorwürfe, wenn sie seinen Namen nicht mit Thränen aussprechen, und wenn sie merken, daß die Empfindung nur einigermaßen sich abspannt u. an der vorigen Stärke verliert. Sie weichen der Gelegenheit, sich zu erheitern, eben so sorgfältig aus, als sie die Gelegenheit, ihre schwermüthige Stimmung zu unterhalten, aufsuchen. Nur um den Schmerz desto stechender zu machen, darum allein verweilen sie bei Gräbern ihrer Geschiedenen und bei den rührendsten Auftritten aus ihrem Leben; das sollen die Todtenopfer seyn, zu welchen sie sich, gegen die Pflicht, verpflichtet halten. Wir wollen ihre Trauer ehren und die Liebe, die dem Geliebten in die Ewigkeit folgt; nie mühe sich unsere unzeitige Geschäftigkeit, ihren Schmerz gebieterisch zu zähmen, wenn sie im Schmerze selbst Erleichterung finden. Wir selbst erwarten ja in der Regel diese Stimmung, und kommen oft beinahe in Gefahr, die männliche Fassung des gesetzten Mannes und die unerschütterliche Ruhe seines minder starken Gefühls für kalte Gleichgültigkeit zu halten. Aber jene ausschweifende Empfindsamkeit — wer möchte sie billigen? Ist sie am Ende etwas anderes, als Empörung gegen Gott und geheimer Tadel seiner Regierung? Meinst du, daß dieses Uebermaß eines fast erbitterten Schmerzes mit dem Sinne frommer Ergebung bestehen könne? Wo bleibt die ruhige Gelassenheit, die Du bewahren sollst? Wo die Billigung dessen, was Gott thut und zuläßt? Wo die stille Bescheidenheit, die seine Wege als die besten verehrt, selbst da, wo die Gründe seines unerforschlichen Rathes unserm Verstande nicht klar werden? — Und thue einen Blick in das Innerste Deines Herzens, wirst Du wirklich keinen Mangel des Glaubens an ihn und sein Walten entdecken? Keinen verwerflichen Eigennutz, der nichts missen, nichts verlieren kann, ohne sich in wilder Unzufriedenheit zu sträuben? Du würdest gern deine ausschweifende Traurigkeit durch die Hoffnung besiegen, daß Dein Freund eine höhere Laufbahn betreten habe, zu der der Vater der Geister die Seinen abruft; würdest der Unsterblichkeit Dich freuen, die er errungen hat und des neuen Lebens, in

welches er, los und ledig von den Fesseln einer zerbrechlichen Hülle, übergegangen ist, wenn nur der Glaube lebendig in Dir wäre: der Gerechten Seelen seyen in Gottes Hand und keine Qual rühre sie an, und wenn du deine Selbstsucht zu zähmen gelernt hättest. Wirst Du nicht am Ende gestehen müssen, daß Du nichts entbehren, nichts aufopfern, nichts an den zurückgeben willst, von dem Alles kam? Sollte Dein Leben nicht ähnliche Spuren des Eigennutzes zeigen? Hier freilich verhüllt er sich unter der Decke der Liebe, und prangt mit dem Scheine der Tugend, und täuscht Dein Herz um so sicherer. Aber ziehe diesen Vorhang weg, und die Täuschung wird entfliehen. Schwerlich werden wir auch bei Charakteren solcher Art jene Dankbarkeit finden, die selbst unter den Leiden und am Tage des Verlustes innig dem vertrauend, welcher die Haare alle gezählet hat auf unserm Haupte, anbeten lehrt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet, welche in ihm die Liebe erkennt, mag er Güter austheilen oder Güter entziehen; welche in jedem Gute nur ein anvertrautes Geschenk erblickt, nicht Eigenthum, sondern blos auf eine kurze Zeit geliehen; welche auch Freunde, Geschwister, Kinder, Aeltern, jede wohlthätige Verbindung, jedes glückliche Verhältniß mit Anderen — alles, alles von dieser Seite auffaßt; welche also auch da noch Dankaltäre baut, wo die Hand des Unendlichen die Verbindungen auflöst, die sie einst für uns schloß, wo sie den Vater von der Sohnes Seite nimmt, den dieser nicht mehr zum Führer und Versorger bedarf, und das treue Weib, das des Gatten Tage versüßte und seine Lasten theilte, und das Kind, das mit allen Reizen jugendlicher Schöne geschmückt, reiche Blüthen entfaltete und eine Zukunft voll der reinsten Vaterfreuden weissagte, um sie in einer bessern Welt zu erziehen, und auf einer andern Stelle wirken zu lassen, Die Gesinnung kann unmöglich, kann nimmermnhr gedeihen, wenn die Traurigkeit Dich beherrscht; wenn Du Dich ihren schmerzhaftesten Angriffen bloß stellst, und sie absichtlich nährst. Wo dies ist, werden sich alle die Folgen entwickeln, welche mit dem Schwelgen in starken Gefühlen verknüpft sind. Der Verstorbene lebt allein in Deinem Herzen, für den Lebenden wird es keinen Platz übrig haben. Du bist todt für die Welt. Liebe kann das unmöglich seyn; aber Starrsinn ist es, der nicht nachgeben will; Selbstsucht, die nur für sich sorgt; Unglaube, der in seiner Finsterniß sich noch nie des neuen Lichts, das uns aufgehen, der höhern Kraft, die uns heben, der reineren Genüsse gefreut hat, die uns zu Theil werden sollen, wenn die Fesseln des Irdischen abgestreift sind; Empörung gegen eine heilige, weise Ordnung ist es, Weichlichkeit, welche die Ruhe nicht erkämpfen will, ach — und vielleicht ein böses, schwer verletztes Gewis,

sen, das nun mit allen Foltern der nagenden Reue an die Pflichten mahnt, die unerfüllt an dem Verstorbenen gelassen sind, an den Eigensinn, an die Härte, an den Haß, womit man seine Tage verbittert und verkürzt hat. Wiederholen möchte man ihn nun aus der Tiefe des Grabes, um ihm zu ersetzen, was versäumt ward. Es ist ein ganz anderer Weg, welchen die wahre Liebe geht. Je thätiger sie für den Lebenden war, desto ruhiger weilt sie am Grabe des Gestorbenen. Sie lehrt weinen, aber auch handeln. Sie kann viel genießen, aber auch viel opfern. Auch wenn sie duldet, steht sie da, wirkend und segnend, in ungeschwächter Kraft, und groß und unbesiegt, denn sie kann — glauben und hoffen.

Der Feldwebel von der Potsdamer Garde.

(Fortsetzung.)

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldwebel auch am folgenden Morgen seine Nachforschungen fortgesetzt habe.

Potsdam ist nichts weniger als von außerordentlicher Größe, und noch weniger von außerordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es gar nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er sein Suchen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, endlich fand, was er suchte. Im mittleren Stockwerk eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward heiß, als schlügen Flammen um ihn zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Geliebten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, und schloß nicht nur das Fenster, sondern zog sogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Frost und Kälte; er kehrte finster wieder in seine Zelle heim, kämpfte lange mit sich selbst und ward endlich Sieger. Er schämte sich seiner Leidenschaft für eine Unbekannte, die sein reines Wohlwollen verschmähte, und beschloß ohne anders, mit Ernst an seine Flucht zu denken. Er sprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb sollte nach Berlin, dort einen Reisewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Postpferden durch Potsdam eilen und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thore aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgenden Tages zu Wilmson, um zur Reise nach Berlin vorläufigen Abschied zu nehmen. Krabb trat frohen Muthes ins

Zimmer, während sein junger Herr im Fenster lag und in die stille Straße hinabsah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldwebel sah sich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine: sie bemerkte ihn droben am Fenster, erkannte ihn, lächelte mit verschämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte sogar, ging vorüber, und obschon ziemlich entfernt, wandte sie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war außer sich. Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehete sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich verschlingen."

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte wie ein Besessener im Zimmer umher, während Fritz wieder im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb reisete nicht.

Wilmson erneuerte nun seine Gänge vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu seyn. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelang's ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuße, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche gieng; er grüßte. Sie erröthete, aber dankte nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich . . ." stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?" sagte sie: „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt. Damit wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen jungen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe standen.

Der arme Feldwebel stand eine Weile da, steif und gerade, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementine und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur eine gemeine Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie gegen dich an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden? —

In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen und zur Flucht alle Veranstaltungen zu treffen. Krabb, hoch zufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der nämlichen Stunde noch zum Thore hinaus.

Der Feldwebel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte nun wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich seyn könne; daß er, seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Geschöpf beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eilfertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen. Denn als er, da es schon dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz gieng, mit dem Vorsatz, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Wein zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: Guten Abend, Herr Wilmson: Es war ein Mädchen, das ihm zufällig mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatze begegnete. Er erkannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend" nicht noch hinzugesetzt: Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich so undankbar schien und Ihnen so wehe gethan."

Natürlich, nach einer solchen Erklärung konnte man nicht sogleich scheiden. Der Feldwebel erachtete es der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb stehen. Clementine, die vielleicht auch gern stehen blieb, hielt es der klugen Vorsicht angemessen, sich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies rasch die Laterne aus. Der junge Wilmson hatte in diesem Augenblick Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens an Licht gewöhnten Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Der vielbekannte Kiek nämlich, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; er hatte auch hier das arme Mädchen mit seinen Zudringlichkeiten verfolgt, und es dann verläumdet, es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man müsse

das Mädchen wohl unter den Augen behalten. Folge davon war gewesen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine sehr gottesfürchtige Frau, dem armen Mädchen erst die Sünde des Schielens nach einem Soldaten ernstlich vorhielt, Clementinens Selbstvertheidigung gar nicht anhörte, sondern kurz und bündig erklärte, „sie werde die Mamsell auf die Straße hinauswerfen lassen, sobald man nur das leiseste Einverständniß mit einem Soldaten ausspüren könne."

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks! aber sie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmson an die Erzählung des seinigen, an die Schilderung seines ehemaligen glücklichen Verhältnisses, und seiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!" rief sie, „in Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die sächsische Grenze ist ja nicht so fern. Ihr Vater und sein Vermögen sind ja schon in Sicherheit. Sie stellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Desertion. Warum säumen Sie noch einen Augenblick?"

„Warum, unglückliche Clementine? Ihretwillen!

Wie? meinetwillen? Was sagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an ihrem Glück seyn? Wir stehen ja doch nur in sehr entfernter Berührung mit einander."

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben soll. Ich kann Potsdam nicht verlassen, so lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schwester Ihrem Bruder, glauben; und nur erst, wenn Sie diese Stadt, diese Gegenden verlassen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden sind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Ihre Zuflucht nehmen wollen, erst dann fliehe ich."

„Ach Herr Wilmson, was sagen Sie . . ." lispelte sie erschrocken und ungewiß, was sie antworten sollte.

„Machen Sie sich vorläufig von Ihrer Herrschaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd seyn. Sie sollen selbst ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld genug zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, so viel Sie zu bedürfen glauben.

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmson!"

„Hegen Sie so viel Mißtrauen?"

„Keines, Herr Wilmson. Ich habe Ihnen ja in der Darstellnng meiner Verhältnisse das größte Vertrauen bewiesen. Können Sie mehr verlangen?"

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde schwei-

gen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin..."

„Ach Gott, Niemanden."

„So lassen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde."

„Herr Wilmson, ich bin Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie mir, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren soll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und meine Arbeitsamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten."

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie stellen mich in Reih' und Glied mit dem elenden Kammerdiener Kiek..."

„Pfui! daß Sie mir das sagen können!" rief Sie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei seinen Arm willkührlich fester an sich, als wollte sie ihm vom Gegentheil Versicherung geben.

Nun ging Wilmson schweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einigemal vergebens an. Seine Stille beunruhigte sie. Als er selbst auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmson? gerieth sie in Verlegenheit. Lange schwieg sie, und ward immer verlegener und gekränkter. Endlich zog sie ihren Arm aus dem seinigen und flüsterte leise: „Gute Nacht, Herr Wilmson."

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an seine Lippen gedrückt, und von einer warmen Thräne seiner Augen bethaut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmson?" sagte sie zitternd.

Gute Nacht, liebe Clementine!" antwortete er, „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wissen es nicht."

„Unglücklich? Nein Herr Wilmson, das sollen Sie nicht seyn! rief sie bewegt und hielt seine Hand fest.

„Wenn ich es nicht seyn soll, Clementine, so versprechen Sie mir wenigstens, daß ich Ihre Zuflucht werden soll, sobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen."

„Ich verspreche es. Aber mehr als dieses Versprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund!"

Damit war sie in der Finsterniß verschwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch auf dieser Stätte. Er wiederholte sich ihre Worte und ahnete sein höchstes Glück in denselben, und noch mehr im seelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte gesprochen worden waren.

Noch eine Stunde lang schwärmte er in den Straßen von Potsdam

umher. Seine Augen flammten, seine Wangen brannten. Seine Brust war voller Jünglingsseligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreise oder Flucht, sondern nur an den Augenlick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er beschwor sich's: er sey das glücklichste aller erschaffenen Wesen, und könne nie wieder unglücklich werden.

——o——

Was den letzen Punkt betrifft, irrte er sich, wie sich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung mehr gehabt, würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichsten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben so tiefbetrübender Augenblick nahe stehe. Wirklich schwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in seinem Zimmer, unter den schönen Erinnerungen des gestrigen Abends, umhertanzte, die unerwartetste Gefahr über seinem Haupte.

Der König nämlich machte an diesem Morgen, in Begleitung einiger seiner Generale, einen Lustritt in's Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als sie denn Weg daher ein städtisch gekleidetes Mädchen kommen sahen, welches wegen seiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher ist die junge Riesin?" fragte der König seine Begleiter.

„Ich erinnere mich," sagte einer derselben, „diese lange Schönheit schon öfters in Potsdam gesehen zu haben. Sie ist Dienstmagd im Hause eines Kriegsraths... eines, ich habe den Namen vergessen... genug, sie ist Flügelmännin aller Potsdamer Schönen."

„Meiner Treu!" rief der König: Wenn sie einen Mann, ihrer würdig, daß heißt, keinen kleinern heirathete, als sie selber ist, könnte sie die Stammutter eines neuen Gigantengeschlechts werden."

„Aber," versetzte Einer des Gefolges, „der Teufel plagt eben die Leute, daß sie gerade das, was sie selbst nicht sind und haben, an Andern am meisten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit da hat sich schon in irgend ein Zwerglein verliebt."

„Hm! das läßt sich verhüten!" sagte der König; „Das geht nicht. Die Weibsperson verdient ein gutes Loos. Ich will einen hübschen jungen Kerl damit glücklich machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldwebel Wilmson von Magdeburg."

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekommen. Die Größe desselben war würklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht sie in die Stadt?"

Das Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden.“

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?“ sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Bothenlohn. — Wie steht's, hat Sie schon einen Mann?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch schon einen Schatz?“

Sie schüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verstehe!“ sagte der König. „Gehe Sie. Der Kommandant muß auf der Stelle diesen Brief haben. Schweige Sie und gebe Sie ihm das Papier ja selbst! Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten still. Sie erriethen den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieser Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldwebel Wilmson und holte denselben in das Haus des Kommandanten. Er ward, sobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, ausser dem Kommandanten, noch den Oberst seines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen Gegensatz zum Winseln und Schluchzen, welches sich aus einem Nebenzimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Person herzurühren schien.

„Wilmson,“ sagte der Oberst, „ich habe Dir eine angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine Kameraden werden Dich beneiden, weil der König Dich so ungemein begünstigt.“

Der Feldwebel erschrak freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm seinen Abschied und seine Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?“ fragte der Kommandant lächelnd: Hat „Er einen Wunsch?“

„Meine Freiheit, meinen Abschied!“ versetzte der Feldwebel.

„Possen! schrie der Oberst: „Es ist wohl etwas Besseres, als

das. Was machst Du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, Du bist jetzt gern Soldat. Denk Dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt Dir im Traume nicht ein. Denke, der König hat Dir ein Mädchen ausgesucht.“

Der Feldwebel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?“

Alle schlugen ein lautes Gelächter auf. “Narr Du!“ schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?“

Wilmson schüttelte stolz den Kopf.

“Bei meiner Ehre,“ sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldwebel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine große!“

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte! entgegnete der Feldwebel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Spezial-Befehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult: hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum.“

„Aber wie kann der König,“ rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König...“

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldwebel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und keine Einwendungen anhören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm noch von dem Mädchen.“

“Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!“ rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernsteres Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder...“

„Es ist wider menschliches und göttliches Recht!“ rief Wilmson.

„Geht den Soldaten nichts an!“ entgegnete der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberst, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ schrie Wilmson empört: „Sie machen zwei Menschen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, so wahrhaft erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein schreckliches Schauspiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben trotz Ihnen und Ihres Königs Allgewalt, sobald ich frei sein will.“

Der Oberst trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achsel klopfend und sagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird Dich nicht gereuen. Du empfängst gewiß zur Aussteuer mit dem Mädchen zugleich ein köstliches Hochzeitgeschenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen ist hübsch, und das Unglück, es zur Frau machen zu müssen, nicht groß. Man gewöhnt sich zuletzt an nichts leichter, als an ein so hübsches Unglück."

Da trat Wilmson einen Schritt vor, und sagte stolz und kalt: „Der König kann nichts mehr schenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus seinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit: ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang: so komme mein Blut über Sie. Dies ist mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen."

„Schnickschnack!" rief der Kommandant ärgerlich: „Halt Er das Maul und gehorch' Er seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren." Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte in's Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf dem Rücken zusammengefaltet, ging unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog den Kommandanten an's Fenster und redete leise mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen sich aus seinem Achselzucken. Während der Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinsel und dumpfe Schluchzen deutlicher: von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durch einander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!" sagte der Kommandant: „Es ist des Königs Wille. Herr Feldprediger machen Sie sich fertig."

Mit diesen Worten begab er sich zum Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und sank halbohnmächtig zu seinen Füßen auf die Knie. Der Oberst wandte erschüttert den Blick von dem Schauspiel ab. Wilmson stand

düster da, den Blick zur Erde geheftet, sah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entschluß in seiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmson sah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberst trat zu ihm und schob ihn vor den Feldprediger hin, indem er schmeichelnd sagte: „Geh, geh, mein guter Bursch. Sey brav!“

Jetzt erst bemerkte Wilmson den Feldprediger mit aufgeschlagener Agende vor sich, und neben sich die, welche seine Braut seyn sollte, von zwei Weibern gehalten und unterstützt, schluchzend, weinend, das Gesicht in ihr Schnupftuch gedrückt. Sie that einen Seufzer, und indem sie das nasse Tuch vom Gesicht nahm und unwillkührlich seitwärts auf Wilmson blickte, erkannte dieser in ihr Clementinen. Er war so verwirrt, daß er sich selber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erstarrte im ersten Augenblick. Eine dunkle Röthe flog plötzlich über ihr blasses, verweintes Antlitz; dann ward sie einer Leiche ähnlich bleich. Sie sank mit einem Seufzer kraftlos zusammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ schrie Wilmson: „So mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug sie zu einem Sessel. Sie erholte sich bald unter den Hülfsleistungen der beiden Weiber. Kaum schlug sie die Augen auf, so rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und frisch weg kopulirt! Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geist aufgiebt. Feldwebel, stell' Er sich neben den Stuhl. Seine Braut mag sitzen bleiben. Nun drauf los, Feldprediger!“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmson stand verblüfft und gedankenlos da, wie ein Träumender, sein Auge auf Clementinen niedergesenkt, die in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie eine Sterbende, die Augen aufschlug und wieder schloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ sie keine Ringe wechseln, sondern steckte ihnen solche an die Finger, so gut es ging. Die Zeremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete sich den Schweiß von der Stirne und ließ eine Miethkutsche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hause stirbt! schrie er: „Auf Ehre das war ein höllisches Stück Arbeit. Zehn tausendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!“

Der Oberst zog den Feldwebel zu sich, der noch immer starr und stumm da stand, und sich das Unglaubliche nicht enträthseln und entwirren konnte. „Mein Sohn,“ sagte der Oberst, „beruhige Dich. Das Unglück ist nun einmal geschehen. Du kannst es nicht ändern. Laß Deine rasenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du siehst da das arme Mädchen, Deine Braut, Dein Weib. Es jammert

mich. Behandle es schonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rauhes Wort von Dir zerreißt ihn. Sey menschlich und beherrsche Deinen Unwillen. Das gute Kind ist an Deinem und seinem Unglück ohne Schuld. Gieb mir die Hand darauf, mein Sohn, daß Du nicht in der ersten Betäubung und Leidenschaft handeln willst. Es soll Dich nicht gereuen. Ich will mich Deiner väterlich annehmen. Gieb die Hand darauf, Dich keiner Verzweiflung zu überlassen, sondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten."

Wilmson gab dem gütigen und besorgten Manne schweigend die Hand, ohne von Allem, was er sah und hörte, das Mindeste zu begreifen. Eine solche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verstand des Besonnensten Schwindel zu verursachen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!" Man führte oder trug Clementinen in den Wagen. Wilmson blieb träumend, wie er war, am Fenster, bis ihn der Oberst weckte. „Vorwärts, mein Sohn!" sagte er zum Feldwebel mit Herzlichkeit: „Du hast mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf Dich und Dein Ehrenwort. Geh in den Wagen; führe das arme Mädchen in Deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht noch durch Grausamkeit und Härte von Deiner Seite. Es wäre unmännlich, diese Verlassene noch ärger zu quälen, als sie schon von ihrem Schicksal gequält ist. Geh, Freund, beruhige sie und Dich selbst, so gut Du es in Deiner Lage vermagst, durch freundliches Gespräch. Geh!"

Wilmson ging. Er stieg in die Kutsche, wo Clementine sich matt und ängstlich in einen Winkel geschmiegt hatte. Er setzte sich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber ist das Alles wahr? Ist das Alles Wirklichkeit?" sagte er mit einem Blick, in welchem das helle Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte. O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken sie mich nicht. Wenn ich nur wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen."

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgeröthten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Anvermählte heraus, und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

(Der Beschluß folgt.)

Gemälde von Rom,

von einem deutschen Künstler.

Rom an der Tiber, die Hauptstadt im Kirchenstaat mit 150,000 Einwohnern, die herrlichste aller Städte, und wegen ihrer Kunstwerke und Alterthümer die erste und einzige in Europa, daher der Aufenthalt vieler Fremden und Künstler. Alles in ihr athmet Größe und Erhabenheit, die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms umschwebt der Zauber heiliger Schönheit und Würde, und glänzende Erinnerungen aus der grauen Vorzeit sind an die Denkmale geknüpft, die den Wanderer überraschen. Zu ihren merkwürdigen Gebäuden gehören: 1) Der Vatikan oder Päbstliche Pallast, welcher eilftausend Zimmer enthält. In demselben wird das Conclave (die Pabstwahl) gehalten; der Pabst aber wohnt gewöhnlich im Quirinalischen Pallast, wegen seiner gesunden Luft und schönen Gartens. 2) Das Capitolium, ein Pallast mit vielen Kunstwerken. 3) Die Engelsburg, eine Vestung. 4) Das Pantheon, eine Kirche mit den Grabmälern großer Künstler neuerer Zeit. Unter den vielen Kirchen ist die Peterskirche, die berühmteste und merkwürdigste; sie ist 500 Fuß hoch, 580 F. lang und 140 F. breit und soll 28 Mill. Thaler gekostet haben. Eine besondere Zierde derselben ist ihre prächtige Kuppel, welche auf vier großen Pfeilern ruht, und dessen Kreutz 487 F. über dem Estrich erhoben ist. Eine Wendeltreppe, welche auf das Dach der Kirche führt, ist so bequem angelegt, daß Maulesel mit den Materialien für die Handwerker, welche hier oben beständig Werkstätten haben, hinauf und herab gehen können. Sie hat 29 Altäre, von welchen einer, der die Form eines Pavillons hat und auf einer metallenen Säule ruht, über 97 Fuß hoch ist. Nächst diesem Non plus ultra der Baukunst, sind die beiden schönsten Kirchen, die von St. Johann von Lateran und die von Santa Maria Maggiore. Erstere von Constantin dem Großen erbauet, ist die Pfarrkirche des Pabstes, wo er gekrönt wird und die Messe lies't. Im J. 1790 hatte Rom noch 328 Kirchen u 186 Klöster, jetzt einige weniger. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören insbesondere die Obelisken, von welchen einer 140 F. hoch ist und die 118 F. u. 11 F. breite Trajanussäule, so wie die Katakomben (unterirdische Grüfte) unter der Stadt und ihrer Gegend, welche mehrere Meilen weit fortgehen. Diese mächtige Stadt, weiland die Königin der Welt durch die Kraft ihrer Arme, jetzt durch geistliche und künstlerische Coquetterie gleichsam ein Koloß, an dessen ungeheurem Knochengerippe die ergrimmte Zeit vergebens nagte — verfehlte ihres erschütternden Eindrucks auf mich nicht. Ich durchirrte diese Ruinen alter Herrlichkeit, die wie eine glänzende Erbschaft auf den gefürchteten Siebenhügeln zerstreut umher lagen, und rief mit Wehmuth die Götter

des Kapitols, die heroischen Schatten der Männer, für welche weiland meine jugendliche Brust von tugendhafter Bewunderung glühte, in die Tempel und zu den Wohnungen herab, wo jetzt ein entartetes Geschlecht zum Schimpf glorreicher Ahnen lebte. Das neue Rom mit seinen Römern konnte nur mein Mißfallen erregen, weil ich das alte, und seine Helden kannte. Trauriges Geschenk eines berühmten Namens für kraftlose Nachkommen! So zehrt ein großer Geist gleichsam den Ruhm seiner Enkel und Söhne im voraus auf, sie erscheinen gemein, blos, darum weil sie ihm nicht gleichen. Allmählig vergaß ich, daß ich auf dem Boden der Scipione, der Catone, der Cäsare wandelte, und das höhere Leben der Kunst zog meine Seele an sich. Sie nahm einen neuen Schwung durch die manigfaltigen Erschütterungen, mit welchen diese außerordentliche Sinnenwelt, die erhabene, reizende Schöpfung des menschlichen Geistes auf sie wirkte, und lebte, von ihrem Strom fortgerissen, nur in ihrem Anschaun. Was ich oft in Deutschland verlacht hatte, jener religiöse, fanatische Eifer für die Kunst steckte meine Seele mit Schnelligkeit und Gewalt an. Ueberall von schönen Formen umgeben, welche Meißel und Pinsel des Genies in verschiedenen Welttheilen erschaffen, und Luxus und Kunstliebe mit räuberischer Hand oder bienenartigem Instinkt, hier zusammengetragen hatten, sah ich bald die Götter und Göttinen, die Heiligen, Madonnen, Apostel und Engel für die eigentlichen Bewohner Roms, und diese bunte Fülle von fetten, geputzten, tückischen, finstern Priestern, von Bettlern, Banditen und Patriciern, für die Heloten, oder den Sclavenhofstaat jenes Reichs der Herrlichkeit an.

O! in dieser berühmten Stadt ist alles, alles merkwürdig, die Obsthöckerin klebt ihre Buden an Tempel, die Schwalbe nistet in korinthischen Portalen, die gemästete Sünde seufzt Litaneyen in ihrer Residenz von Gold und Marmor und die alten Götter schlummern lebensmüde sechs Fuß tief unter der Erde! —

Dr. Martin Luther über Liebe und Ehe.

Wiewohl mir grauet und nit gern vom ehelichen Leben predige, darum, daß ich besorge, wo ich's einmal recht anrühre, wird mir's und Andern viel zu schaffen geben: so muß ich doch hinan und frisch drein greifen, denn es ist Noth, und für Noth hilft kein Scheuen. —

Wie hat jetzt der ehelich' Stand so ein jämmerlich Geschrei bei Jedermann! Ist es doch, als hätten sie beschlossen, wenn die Weisheit selbst ein Weib wäre, sollt' man dennoch nicht freyen! Wollen nun ertappet haben, das Weib sey nichts, als ein nöthiges Uebel, und hänge sich nur an mit ihren Kindlein lästiglich. —— Das sind blind er Heiden

Wort', die nicht wissen, daß Mann und Weib Gottes Geschöpf sey, und lästern ihm sein Werk, gerade als käme Mann und Weib unversehens daher. Ich halt' auch, wenn die Weiber sollten Bücher schreiben, so würden sie von den Männern eben dergleichen Kläffens und bösen Schrey geben. — —

Dafür erkenne Du und halt' zuerst feste, daß Weib, wie Mann, Gottes Werk, und gut, nütz, und herrlich sey. Denn freilich ists mit dem ehlich seyn alleine nicht gethan; auch ist es ein viel ander Ding, nur ehlich seyn, und ehlich Leben auch erkennen! Wer ehlich ist, und ehlich Leben nicht erkennet, der kann nimmermehr ohn' Unlust, Mühe und Jammer drinnen leben; wer es aber erkennet, der hat Liebe, Lust und Freude drinnen ohn' Unterlaß. — Viel haben Weiber, aber ich sag', wenig finden Weiber: warum? sie sind blind, oder wollen auch Gottes schönes Bild am Andern nicht wahrnehmen, weil sie das Gewissen mahnt, und zeugt, wie sie's an sich selbst verlohren haben, und sich schämen müßten vor ihren Hausfrauen. — —

So Du ein Weib siehest, treu uno fleißig seyn mit ihren Kindlein, und Du bist ein wacker guter Mann, so wird Dir das Herz beweget zu ihr, fühlest aber gar wohl, daß das nicht sey irdisch Gedank' noch Freude, noch Gelust. Siehe, so erkennest Du innerlich Gottes Werk und Herrlichkeit in ihr, und seines Geistes Kraft ist's selbst, die Dich's erkennen lässet und anreget, und kannst nicht anders, sondern muß t freundlich zu ihr seyn und keinen Dank dafür wollen. — —

Ich hab' oft den Weibern gepredigt, sie sollen nicht denken, sie thun was kleines, wenn sie das Kind säugen, wiegen, baden, und ander Werk mit ihm thun: das sind alles eitel guldene, edele Stück! Darum soll man auch ein Weib, was der Herr geseegnet, herrlich und in Ehren halten, und wenn das Stündlein kömmt, ihr nicht zusprechen, wie Kindern, mit Legenden und närrischem Weiberwerk, sondern ihr was zutrauen, und tröstend und stärkend also zu ihr sagen: Gedenke, liebe Greta, daß Du ein Weib bist und dies Werk Gott an Dir gefället! tröste Dich seines Willens fröhlich und laß ihm sein Recht an Dir! Gieb das Kind her der Welt, und thu' dazu mit aller Macht; stirbst Du darüber, so fahr' hin; wohl Dir, denn Du stirbst eigentlich im edlen Werk und Gehorsam Gottes. Ja, wenn Du nicht ein Weib wärest, so solltest Du itzt, allein um dieses Werks willen, wünschen, ein Weib zu seyn, und so köstlich in Gottes Werk und Willen Noth leiden und sterben. — —

Es meynen viel damit dem ehelichen Stande entlaufen, daß sie eine Zeitlang wollen ausbuben und darnach fromm werden. Ja, Lieber, wenn unter Tausend da Einer geräth, so ists wohl gerathen! Wir sehn's ja täglich! Der Teufel selbst hat dies Wesen aufgebracht und das

Sprichwort erdichtet: Es muß einmal genarrt seyn! wer's nicht thut in der Jugend, der thut's im Alter! Harre, da will ich Dir ein ander, fein, edel Wörtlein darauf gesagt haben: Fruh aufstehen und fruh freyen, das soll nie jemand reuen! Sieh: da werden doch Leut' 'aus, die gesunden Leib, gut Gewissen, Gut und Ehr' und Freunde behalten, welches alles sich durch unordentlich Wesen zurüttelt und zustreuet, daß es gar schwerlich zusammenbracht wird, und unter Hundert nicht Einem gelinget. — —

Doch ich hab auch ein' große starke Einrede zu verantworten. Ja, sagen sie, es wäre gut, ehelich werden: wie will ich mich aber ernähren? Ich hab nicht! kann ich ein Weib nehmen und davon essen? Das ist freilich das größest' Hinderniß, das allermeist Ehen hindert und zerreißt, und vieles Bösen Ursach. Was soll ich dazu sagen? Es ist Unglaub' und Zweifel an Gottes Güt' und Wahrheit — Warum es auch nicht Wunder ist, daß viel Uebels und Unglücks daraus kommt. Sie wollen zuvor des Gutes sicher seyn und den Kopf aus der Schlinge ziehen, Genes. 3., Im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brot essen; möchten lieber faule Schelmen seyn, die nicht arbeiten dürfen! Drum wollen sie auch nur freyen, wenn sie hübschreiche, frommfreundliche Weiber haben mögen! Ja, harre: wir wollen Dir sie malen lassen.—

Laß Du solche Heiden fahren! wir reden mit ihnen nicht; und obs ihnen gelänge, daß sie ihr' Gattung nach Gelust überkämen: würd' es doch ein unliebig' und unchristlich' Ehe bleiben, und ein sauer, hümpelich Wesen. Sie trauen Gott, so lange sie wissen, daß sie sein nicht und Vorrath haben! — Wer aber christlich will ehlich seyn, der muß sich nur nicht schämen, auch geringe Werk' mit Eifer und Fleiß zu thun. Er muß ihm daran genügen lassen — aufs erst, daß Gott sein Stand und Werk wohlgefalle; aufs ander', daß er nun in Gottes Brot sitz', der ihn gewißlich wird nähren und kleiden, wenn er nur arbeit't, und schafft, so viel er kann. Kannst Du nicht ein Junker und Fürst seyn, so sey ein Dienstknecht oder Magd; bist Du es treulich, so wollen wir Dich in Ehren halten und baß achten, denn all die schlechten Prinzen, Hofjunkern und Prahlhansen, wie man wol siehet heute zu Tage! — Aber der leidige Unglaube lässet es nicht zu, und siehet, greifet und fühlet doch wenn er sich gleich zu Todt sorget, daß er nicht ein Körnlein auf dem Felde machen noch behalten kann; dazu, wenn schon alle sein Gemach voll voll wären, daß er's dennoch, nicht ein'n Bissen noch Faden brauchen kann, Gott behalt' ihn denn gesund und lebendig, und bewahr' ihm sein' Habe.

Darum zu beschließen: Wer sich nicht sagen mag einen der hohen, reichen Geister, von Gottes Gnaden aufgezäumet, die freywilliglich ohn'

Ehe bleiben mögen, und sprechen: ich konnt' und mocht' wol ehlich werden, aber ich will lieber am Himmelreich schaffen und geistliche Kinder mehren — welche ganz seltsam sind, und unter tausend nur Einer, als durch Gottes besondere Wunderwerk: der thu bey Zeit dazu, daß er 'was schaffe und zu arbeiten hab', und wag's dann in Gottes Nam an und greif' frisch zur Ehe — ein Knab aufs längst, wenn er im zwanzigsten, ein Mädlein, um funfzehn bis achtzehn: so sind sie noch gesund, munter und geschickt, und lassen da auch fröhlich Gott sorgen, wie sie mit ihren Kindern ernährt werden. Er thuts sicherlich, wenn sie nur Glauben haben und Liebe und Fleiß, und nicht obenaus wollen; denn, wie er die Liebe geschaffen in ihren Herzen, so schafft er auch die Kinder, und solt' sie nicht ernähren, da er doch dazu hat vollauf immer und ewiglich?

Woher hat Göthe den Stoff zu seinem Epos Hermann und Dorothea genommen?

Beantwortet aus G. G. Günthers Emigrations-Geschichte der aus Salzburg vertriebenen Lutheraner 1734.

„Gottes wunderbare Führung nahm man auch an einer Salzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, und auf der Reise so wunderbar verheirathet ward. Dieses Mädchen zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reiseten, kam eines reichen BürgersSohn aus Altmühlgegend zu ihr, und fragte sie: Wie es ihr in dasigem Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl! Er fuhr fort: Ob sie denn bei seinem Vater dienen wolle? Sie antwortete: Gar gern! sie wollte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste aufnehmen wollte. Darauf erzählte sie ihm alle Bauernarbeit, die sie verstünde; sie könnte das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten. Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn, oft angemahnet, daß er doch heirathen möchte, wozu er sich aber nie entschließen können. Da aber besagte Emigranten da durchzogen, und er dieses Mädchen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er gieg daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn oft zum Heirathen angespornet, und er endeckte ihm dabei, daß er sich nun eine Braut ausgesucht hätte. Er bäte, der Vater möchte ihm nur erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte. Der Vater fragte ihn, wer dieselbe sey? Er gab ihm zur Antwort: Eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wollte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte, so würde er

auch nie heirathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber doch endlich zugegeben, so stellte dieser seinem Vater die Salzburgerin dar. Das Mädchen aber wußte von nichts anderm, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangte. Um deswegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stand in dem Gedanken, als habe der Sohn der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie: Wie ihr sein Sohn gefiele, und ob sie ihn wohl heirathen wollte? Weil sie nun nichts davon wußte, so meinte sie, man suche sie zu äffen. Sie fing darauf an: Man solle sie nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlangt, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wollte man sie nun dazu annehmen, so wollte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brod schon verdienen. Foppen aber ließe sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckte ihr darauf die wahre Ursache, warum er sie nach seines Vaters Hause geführet, nämlich: Er habe ein heftiges Verlangen sie zu heirathen. Das Mädchen sah ihn hierauf an, stand ein wenig stille, und sagte endlich: Wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wollte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wollte sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr darauf ein Ehepfand; sie aber griff sofort in ihren Busen, zog einen Beutel heraus, worin zweihundert Dukaten steckten, und sagte: Sie wollte ihm hiermit auch einen Mahlschatz geben. Folglich war die Verlobung richtig."

Walter Scott.

Walter Scott, oder der „große Unbekannte", erscheint mit seinen Romanen gerade zu einer Zeit, wo die Liebe zum Wunderbaren, der Aberglauben und die Verehrung des Mittelalters den ohnehin in geringem Maaße vorhandenen gesunden Menschenverstand vollends zu benebeln und zu vertilgen drohen. Sein wirklich poetisches Talent, der Reichthum an schönen Bildern, das anziehende bunte Gemisch der Abentheuer und seine mit Tugend und Edelsinn gleichsam bis zum Aufplatzen ausgestopften Charaktere aus den Zeiten der Feudalherrschaft sind jetzt, wo es nöthiger ist, den Verstand zur Bildung klarer Begriffe und zur Erkenntniß seiner wahren Stellung in der Wirklichkeit des Staats-Lebens aufzuhellen, als der Phantasie blendende Genüsse zu verschaffen, und ihr ohnehin allzumächtiges Reich noch mehr auszudehnen, in welchem die Vorurtheile in stets neuen Formen ausposaunt, wieder neue Wurzeln schlagen — eben so viel Irrlichter für die mystische verschobene Ju-

gend. Auf diese Weise werden wir liederlichen Hauswirthen ähnlich gemacht, welche sich täglich in süßen Weinen aus fremden Gärten berauschen und dabei ihre ersten Pflichten vergessen. Eben so gleichgültig müssen den Mädchen die bürgerlichen Tugenden werden, wenn ihre Köpfe mit Walter Scott's Phantasie-Helden angefüllt sind, und der historische Faden, so meisterhaft er auch durch diese Romane läuft, macht den Eindruck bei Unerfahrnen durch die künstliche Vermischung des Wunderbaren mit dem Wahren nur noch gefährlicher. Am wenigsten Leser und Beifall hat vielleicht „das Fräulein am See" gefunden, obgleich dieses das einzige hochpoetische, wahrhaft in homerischem Geiste verfaßte Produkt des Engländers ist, während viele seiner Romane unleidlich breit und auch in gewisser Hinsicht bloße Wiederholungen sind.

Walter Scott ist der Claude Lorrain der herrlichen Zeit, wo Alles, was nicht Hochwohlgebohren war, gleichsam unebohren erschien, Adel und Pfaffen sich in den Genuß des Weltlichen getheilt hatten, und die Menschheit in Staub getreten wurde; diese Periode hat Scott groß gezeichnet und in solcher Burschenzeit des Adels nicht allein seine Helden mit dem Flittergold der Phrasen überzogen, sondern auch eine Gattung von Schurken gemahlt, gegen welche die unsrige wahre Kinder sind. Den guten Köpfen wird dies Alles freilich nur zur Belustigung dienen, den Schwächeren aber gewiß zum ansteckenden Gifte werden. Vor der abentheuerlichen Sündfluth, welche uns das imitatorum pecus nach Walter Scott vorbereitet, muß einem schon im Voraus bange werden. Sie wird mit ihrem Romanwasser alle Bücher-Cataloge und Lesebibliotheken überschwemmen, und wenn sie sich, gleich der alten Ritterperiode, auch wieder verloren haben wird, werden wir doch dadurch einen neuen Beitag zu der mondsüchtig-aristokratischen Erziehung der vornehmen jungen Welt bekommen haben. —

Miscelle.

Ein Sprachfeger (Purist) befand sich in einer Kirche. Entzückt von dem schönen Orgelspiel fragte er einen Nebenstehenden: Wer ist der vortreffliche, große Windpfeifentonkastenspieler (Organist)? Es ist ein Gottesverehrungsgemeineversammlungshauslehrstuhlredneramtsbewerber, (Candidat der Theologie), der als Klangtonspielversuchkünstler (musikalischer Dilettant) Ihren Beifall erhält, erwiederte der Gefragte.